

1. Kapitel

Warum nur bekümmerte Trix, den einzigen und rechtmäßigen Erben des Co-Herzogs Rett Solier, sein Äußeres so sehr?

Er stand vor einem alten, trüben Spiegel, der schon seit drei Generationen im Schlafgemach der männlichen Erben hing, und betrachtete skeptisch sein Spiegelbild. Daran war der Spiegel gewöhnt. Er kannte die entsetzten Gesichter beim Anblick eines sprießenden Pickels oder jener Kratzer, die eine ungeschickte und noch vor dem ersten Bartwuchs gewagte Rasur hinterlassen hatte, schließlich achteten alle jungen Co-Herzöge im Hause Solier auf ihr Äußeres. Zumindest auf die wichtigen Details: ob die Hosen zugeknöpft waren, ob sich die Taschen nicht zu sehr beulten, weil sie mal wieder eine Menge interessanter Dinge enthielten (die natürlich kein Erwachsener billigte), ob die Haare nicht nach allen Seiten abstanden und ob der frische blaue Fleck gut gepudert war (Puder war für die Angehörigen beiderlei Geschlechts unersetzlich).

Trotzdem schlug Trix irgendwie aus der Art. Die traditionellen Beschäftigungen für Kinder wie Jagd und Fechten hatte er nie gemocht, stattdessen las er und verbrachte viel Zeit mit den Hofzauberern und Chronisten. Was ihn am Jagen und Fechten jedoch am meisten störte, war, dass es *Beschäftigungen für Kinder* waren. Zu seinem Leidwesen

hatte auch noch seine Mutter, die Herzogin Solier, gewisse Probleme mit seinem Alter (und auch mit ihrem eigenen, denn sie war nun schon fünfzehn Jahre lang fünfundzwanzig). So hatte sie ihm zum letzten Geburtstag ein prächtiges Pferd geschenkt, einen Apfelschimmel. An dem hätte Trix nicht das Geringste auszusetzen gehabt – wäre er nicht aus Holz und mit Rädern gewesen. Morgen, zu seinem vierzehnten Geburtstag, sollte er »sehr hübsche Büchlein« bekommen. Zwar teilte Trix unbedingt die Ansicht, Bücher seien die schönsten Geschenke, seine Freude zügelte er aber trotzdem. Er vermutete nämlich, es würde sich um Bücher mit Bildern handeln – und gewiss nicht mit solchen, wie er sie aus dem Folianten *Eichenzweig und Lotusblume* kannte, den er sich heimlich aus der herzoglichen Bibliothek besorgt hatte.

Doch zurück zu Trix' Spiegelbild. Fangen wir oben an. Oben waren die Haare. Schwarze Haare. Trix hätte blonde bevorzugt, zur Not auch rote, denn das wäre immerhin ungewöhnlich gewesen.

Alles in allem fand er sein Haar aber akzeptabel.

Dann folgte das Gesicht, das Trix besonders aufmerksam musterte. An den Einzelheiten war eigentlich nichts auszusetzen. Stirn und Nase hatte er vom Vater, die Ohren von der Mutter, normale Ohren übrigens, keine Segel-, Spitz- oder Riesenohren. Auch über den Mund beschwerte sich Trix nicht, schließlich erfüllte er seine Funktion tadellos. Das Kinn war nicht besser und nicht schlechter als jedes andere Kinn auch – sah er mal vom fehlenden Bartwuchs ab.

Was Trix aber überhaupt nicht gefiel, war die Art und Weise, wie sich diese Teile zusammensetzten. Was dabei herauskam, ließ sich nämlich nur mit dem hässlichen Wort

»Jüngling«, ja sogar mit dem noch schrecklicheren Wort »Junge« bezeichnen, auf keinen Fall aber mit »junger Mann«.

Zu allem Überfluss wirkte das Ergebnis auch noch absolut harmlos. Ob daran die vollen Lippen schuld waren? Trix presste sie aufeinander – und der Jüngling im Spiegel verwandelte sich in einen widerwärtigen Kerl. Diesen Trix brauchte man bloß anzusehen und schon wollte man das Herzogtum stürzen; den Mut und die Tapferkeit eines alten Geschlechts verkörperte er jedenfalls nicht.

»Ei pottstausend!«, fuhr Trix den Spiegel an. »Du blödes Ding!«

Der Spiegel tat so, als habe er mit der Sache nichts zu tun.

Trix wandte sich um und stapfte zur Tür. Ihm stand ein weiterer öder Tag bevor, vollgestopft mit den Pflichten eines Thronfolgers. Noch dazu ein Empfangstag. Da hieß es, zunächst den väterlichen Unterhandlungen mit Kaufleuten, Pächtern und Gildemeistern beizuwohnen. Sie alle wollten weniger zahlen und mehr verdienen. Da genau das auch der Co-Herzog Rett Solier wollte, zogen sich diese langweiligen Gespräche immer ewig hin.

Anschließend musste Trix selbst empfangen. Natürlich durfte er noch keine Fragen von Bedeutung klären, sondern hatte Kinderprobleme zu lösen. Zum Beispiel, wenn die Lehrlinge der Schmiedegilde eine Schlägerei mit den Lehrlingen der Bäcker Gilde angefangen hatten. Wer übrigens glaubt, dabei hätten die unschuldigen Nudelholzschwinger von den muskulösen Hammerschmieden eins auf die Nase gekriegt, befindet sich auf dem Holzweg. Die Gehilfen der Schmiede stehen ja die meiste Zeit am Amboss, pressen glühendes Metall mit einer Zange zusammen oder treten den Blasebalg. Diese Beschäftigungen kommen einzelnen Mus-

keln zugute, nicht aber dem Körper insgesamt. Ganz anders dagegen die Bäckerjungen, die schwere Mehlsäcke oder Bleche mit Backwaren schleppen müssen. Obendrein kriegen Schmiedelehrlinge nie genug zu essen, während Bäckerjungen gar nicht wissen, was Hunger ist.

Oder wenn sich Kinder kleiner Diebstähle und Gesetzesverstöße schuldig gemacht hatten, die es nicht wert waren, von der städtischen Wache untersucht zu werden. Waisen und Söhne, die zu Unrecht von ihren Eltern ausgepeitscht wurden, baten Trix um Hilfe. Kurz und gut, es galt als heilige Pflicht eines jeden jungen Erben, am Beispiel seiner Altersgenossen die Bedürfnisse seines Volkes kennenzulernen.

So ging Trix denn schnurstracks in den Thronsaal. Die Tür stand halb offen, die andere, zum Palastvorhof führende Tür war noch verschlossen. Sein Vater saß bereits auf dem Halben Thron, einer Metallkonstruktion, die zwar durchaus bequem war, aber aussah, als handle es sich nur um die Hälfte eines riesigen Throns. Hier und da lugten die Spitzen oder Griffe von Schwertern hervor.

»Trix«, begrüßte sein Vater ihn mit einem verschämt warmherzigen Blick.

»Eure Hoheit.« Trix verbeugte sich und ging zu der kleinen Bank links des Halben Throns, die ebenfalls aus Metall und ebenfalls aus feindlichen Klingen geschmiedet worden war. Er nahm Platz. Wie schon so oft ging ihm der Gedanke durch den Kopf, dass er seinen Feinden weit mehr Sympathie entgegenbrächte, wenn sie mit Kissen und Strohkeulen kämpfen würden.

Nun öffneten zwei Palastwachen die Tür zum Palastvorhof, damit die Untertanen zur Audienz in den Thronsaal strömen konnten.

Der Tag begann.

Entgegen allen Erwartungen waren die Ersten in der Reihe keine Untertanen Soliers, sondern Ritter vom Co-Herzog Sator Gris. Sie trugen Uniform, gemäß der Hofetikette aber keine Panzer und Waffen.

Trix äugte zu seinem Vater hoch. Der betrachtete die Ritter mit unverhohlener Neugier.

»Eure Hoheit!« Der älteste Ritter ließ sich auf die Knie nieder, die anderen folgten seinem Beispiel.

»Steht auf, edler Herr«, sagte der Co-Herzog Rett Solier.

»Wir sind gekommen, um unsere Entschuldigung für die Ereignisse des gestrigen Abends vorzubringen.« Der Ritter machte keine Anstalten, sich zu erheben. »Wir vertrauen auf die Güte Eurer Hoheit ...«

Trix fing an, sich zu langweilen. Er hatte schon gehört, dass es gestern in einer Bierstube eine Schlägerei zwischen den Rittern des Co-Herzogs Solier und denen des Co-Herzogs Gris gegeben hatte. Zum Glück war kein Blut geflossen. Dann sind unsere Ritter wohl gerade bei Co-Herzog Gris, dachte Trix. Routine. Wenn sich zwei Herrscher wie die Co-Herzöge Solier und Gris die Macht teilten, waren solche Vorkommnisse keine Seltenheit.

»Ich nehme Eure Entschuldigung an«, sagte der Co-Herzog Solier. »Steht auf, edle Herren. Ich will hoffen, der Co-Herzog Gris lässt gegenüber meinen Rittern ähnliche Milde walten.«

Der Ritter erhob sich. Er fuhr mit der Hand über den Metallgürtel, der sein Wams hielt, worauf dieser klackte, sich versteifte und in eine schmale, aber äußerst scharf aussehende Klinge verwandelte. »Davon würde ich nicht ausgehen«, entgegnete er.

Das Türschloss war schon vor hundert Jahren eingerostet, der Schlüssel nicht viel später verloren gegangen. Soweit Trix wusste, waren die Gefängniszellen immer leer gewesen. Niemand hielt Wache, die Tür zum Gefängnistrakt stand stets sperrangelweit offen, die Gittertüren der Zellen waren zwar zu, aber nicht abgeschlossen. In seiner Kindheit war er ein paarmal hier unten gewesen, aber nie lange, dazu war der Keller einfach zu öde. Er war nicht einmal gruselig. Es gab wirklich nur verrostete Eisenstufen, rostzerfressene Fackelhalter, durchgerostete Türen und angerostete Gitter. Bestimmt wären in der feuchten Luft auch noch die Wände verrostet – wenn Stein hätte rosten können.

Vor drei Generationen waren die Soliers zu dem klugen Schluss gelangt, dass es weit vorteilhafter war, Verbrecher den städtischen Machthabern zu übergeben, statt sie in den eigenen Verliesen einzusperren. Es sparte nicht nur Geld, da die Notwendigkeit wegfiel, Gefängniswächter und einen Henker zu bezahlen, sondern ließ sie auch gut dastehen, da die Soliers dann ja nicht für die Entscheidungen des Gerichts verantwortlich waren. Als Zugabe traf es auch noch die Verbrecher härter, denn ein Gericht mit neun anonymen Schöffen fällt strengere Urteile als ein einzelner Co-Herzog, warum auch immer.

Man hatte auch gar nicht erst versucht, die Tür hinter Trix abzuschließen, sondern einfach eine Zelle mit halbwegs stabiler Gittertür ausgesucht. Dann hatte ein wortkarger Schmied in einem tragbaren Schmelzofen einen Eisenstab zum Glühen gebracht und die Tür damit zugelötet.

Das sicherste Schloss auf der Welt ist nun mal eines ohne Schlüssel.

Trix saß in einer Ecke der Zelle auf seiner Jacke. Die Klei-

ding hatten sie ihm gelassen, nur die Knöpfe abgeschnitten und den Gürtel aus den Hosen sowie die Schnürsenkel aus den Stiefeln gezogen. Damit er sich nicht umbrachte? Eine Zeit lang stellte sich Trix schadenfroh vor, wie er die Ärmel der Jacke abriss, einen Strick daraus knüpfte und sich an der Gittertür erhängte. Hatte sich nicht einer seiner Vorfahren, Kelen Solier, bloß mit dem Taschentuch aufgehängt, mit dem seine zahlreichen Wunden verbunden gewesen waren?

Doch schon in früher Kindheit hatte Trix die Sache mit dem einen Taschentuch, mit dem zahlreiche Wunden verbunden gewesen sein sollten, kaum glauben können. Außerdem wären seine Feinde vermutlich gar nicht traurig, wenn sie den jungen Co-Herzog mit heruntergerutschten Hosen und heraushängender Zunge am Gitter baumeln sähen. Im Gegenteil, er würde ihnen damit nur auf den Thron verhelfen. Nein, besser, er ließ sich zum Tode verurteilen, mit allem, was dazugehörte: ein korruptes Gericht und die Anwesenheit seines treulosen Volkes. Da würde er seinen großen Auftritt haben. Genau wie sein Vorfahr Diego Solier, dessen Rede auf dem Schafott sogar den Henker zu Tränen gerührt hatte. Oder wie Renada Solier, die Räubern in die Hände gefallen war, sie aber mit einer flammenden Rede überzeugen konnte, ihr verbrecherisches Handwerk aufzugeben und der Palastwache beizutreten.

Trix schnaubte. Sicher, er war erst vierzehn und schwärmte für alte Chroniken – aber so naiv war er nun auch wieder nicht! Diego Solier war geköpft worden, selbst wenn der Henker geheult hatte, als er das Beil schwang. Und Renada Solier musste den Chef der Räuberbande drei Tage und drei Nächte überreden, wobei Trix den unklaren Eindruck hatte,

die Nächte seien dabei wesentlich wichtiger gewesen als die Tage.

Es ist leicht, von Heldentum zu träumen, während man die zarten, vergilbten Seiten der alten Chroniken umblättert. Weitaus schwieriger ist es, wenn die Werkzeuge des Folterknechts deine eigenen zarten Finger zerquetschen.

Natürlich war Folter im Herzogtum streng verboten, mit Ausnahme jener Fälle, die klar und eindeutig geregelt waren. Foltern, um den Thronverzicht herbeizuführen, das tauchte allerdings nirgends auf. Überhaupt war die Folter eines Kindes – und nach den Gesetzen des Herzogtums galt Trix immer noch als minderjährig – nur in Anwesenheit eines Arztes, eines Priesters oder einer »guten Frau aus dem Volk« erlaubt, welche die Prozedur jederzeit unterbrechen konnten.

Leider gab es etliche Formen der Folter, die keine Spuren hinterließen. Nachdem Trix einmal mit stockendem Atem knapp die Hälfte des *Handbuchs für den ehrlichen Inquisitor* gelesen hatte, machte er sich da keine falschen Hoffnungen. Die würden mit ihm machen, was sie wollten. Schließlich war es auch strikt verboten, einen Co-Herzog zu stürzen.

Trix stand auf, tigerte durch die Zelle und versuchte, die Beine zu lockern. Dabei musste er die Hosen festhalten, die ständig herunterrutschten. Drei mal drei Schritt, was für ein Albtraum! Konnten Menschen wirklich jahrelang in solchen Verliesen sitzen? Bestimmt nicht! Doch eine gemeine Stimme in seinem Innern flüsterte: »Du wirst es schon noch rauskriegen!«

Trix schüttelte den Kopf. Undenkbar! Entweder würden sie mit ihm darüber verhandeln, dass er auf den Thron ver-

zichtete – oder ihn ermorden. Wenn sie ihn hier unten vermodern ließen, würden sie sich ihr eigenes Grab schaufeln. Das bewiesen alle Schauspiele und Balladen. In denen fand sich stets ein treuer Diener, der seinen Herrn befreite. Oder der Held grub heimlich einen Gang aus dem Verlies. Und dann scharte er eine Armee um sich und ließ seinen Zorn an den Halunken aus.

Genau! Auch er würde seinen Zorn an ihnen auslassen!

Trix griff nach dem Gitter, spannte die Muskeln an und versuchte, die Stäbe auseinanderzubiegen. Klein und mager, wie er war, würde er einfach durch die Stäbe hindurchschlüpfen ...

Richtig, er war klein. Und schwach. Die Stäbe gaben nicht nach, mochte der Zahn der Zeit auch noch so an ihnen genagt haben. Trix beschmierte sich bloß mit feuchtem Rost und hätte sich beinahe den Kopf zwischen den Stäben eingequetscht – wahrscheinlich sehr zur Freude der Gefängniswärter!

Er trat ein paarmal gegen das Gitter, doch dieses bemerkte die Tritte nicht einmal.

Trix hockte sich wieder auf den Boden. Er hatte keine Angst. Nicht, weil er von Natur aus mutig war, sondern einfach, weil alles zu überraschend gewesen war ... und zu banal. Niemand war handgreiflich geworden. Dabei hatte er sogar versucht, mit dem Schwert auf einen Ritter einzustechen.

Doch der hatte ihm schon beim ersten Ausfall das Schwert aus der Hand geschlagen. Seinen Dolch konnte Trix dann gar nicht erst ziehen. Der kräftige Ritter bog ihm – behutsam! – die Arme auf den Rücken und brummte, er, Trix, solle besser keinen Widerstand leisten, sonst müsse er, der Ritter, ihm wehtun. Dann waren noch zwei Schurken hinzugeeilt. Zu

dritt hatten sie Trix aus dem Thronsaal gebracht, sein Vater, der sich ganz allein gegen den Rest der Angreifer zur Wehr setzte, wurde da gerade in eine Ecke abgedrängt.

Sie hatten Trix schnell und sorgfältig durchsucht, ihm den Gürtel und die Schnürsenkel abgenommen, die Knöpfe abgeschnitten und das Futter der Jacke abgetastet. Anschließend wurde er ins Verlies gebracht. Nicht ein grobes Wort hatten sie zu ihm gesagt! Im Keller hatte bereits der Schmied gewartet. Der Hofschmied des Co-Herzogs Solier! Ein mürrischer Mann, den aber niemand unter Druck setzte. Mit seinem Hammer – daran hegte Trix nicht den geringsten Zweifel – hätte er die drei Ritter mühelos erledigen können, die neben ihm längst nicht mehr so kräftig wirkten.

Doch der Schmied brachte nur den Stab zum Glühen und verlötete damit die Tür. Dann war er weggegangen – ohne sein Werkzeug mitzunehmen, ohne sich noch einmal nach dem jungen Co-Herzog umzudrehen, ohne auf dessen wilde Schreie zu achten. Und auch die Ritter waren gegangen, nachdem sie die fast niedergebrannte Fackel in einen Halter gegenüber der Zelle gesteckt hatten.

Trix rieb sich verlegen die Stirn. Er hätte besser nicht geschrien. Schon gar nicht diese Worte. Dabei nahmen sie sich in den Chroniken so gut aus: »Dreihundert Jahre dienten deine Vorfahren den meinen treu und ergeben« und »Verrat lässt dein Herz verdorren« und »Es ist die Wahrheit, die immer siegt«.

In seinem feuchten Verlies klangen diese Worte jedoch reichlich komisch. Oben, inmitten von farbenprächtigen Gobelins und bunten Mosaikfenstern, hätten sie sich besser angehört. Glaubte er jedenfalls.